

lichen Religionsbegriff konstituieren.“ Wenig später geht er dann auf die Ursachen des Antisemitismus ein; ein Motiv nicht des Hasses, aber des Unwillens sieht er in der „höchst verlogenen und schiefen Art und Weise, wie das Alte Testament der Anerkennung der kommenden christlichen Jahrhunderte und Völker durch die ältesten Kirchen und Gemeinden aufgezwungen wurde, ursprünglich allerdings in der Hoffnung, es den Juden zu entreißen und ohne Bewußtsein historischer Folgen, da man in der Erwartung des nahen Endes lebte, wodurch eine weltgeschichtliche Verstimmung der Christen gegen das Judentum geschaffen werden mußte“. 1918 bekennt er Scholem, wie ihm aus seinem Wesen als Jude „das eigene Recht, die ‚vollkommen autonome Ordnung‘ der Klage wie der Trauer“ aufgegangen sei und ihn diese Erkenntnis zu seiner Untersuchung über die Sprache in Trauerspiel und Tragödie inspiriert habe. Starken Eindruck machten ihm die Dichtungen von S. J. Agnon. Von deutschen Dichtern beeindruckten ihn vor allem Hugo von Hofmannsthal und Bertolt Brecht. Schon darin zeigt sich die Spannweite seines Geistes. Aber immer wieder kehren seine Gedanken zum Judentum zurück. Scholem ermutigt ihn zum Studium des Hebräischen – was, abgesehen von allem anderen, eine unabdingbare Voraussetzung für eine beabsichtigte Lehrtätigkeit in Jerusalem gewesen wäre. Aber obwohl Benjamin dazu einen Anlauf machte, hielten ihn seine Studien zur französischen Literatur vom Erlernen des Hebräischen ab. Er war in die Probleme des französischen Geistes zu tief verstrickt, zumal sich literarische mit geschichtsphilosophischen Fragen verbanden, als daß er sich mit ungeteilter Aufmerksamkeit dem Hebräischen hätte zuwenden können, so sehr ihn auch die Literatur zur jüdischen Mystik, zu Kabbala und Chassidismus beschäftigte. Wichtig wurde für Benjamin die Korrespondenz mit Florens Christian Rang, ein Partner, von dem er hoffen durfte, fruchtbar über das Verhältnis von Juden und Christen zu Grundfragen diskutieren zu können, über Gottnähe und Gottverlassenheit im Leben und im Sterben. Am 10. Januar 1924 schreibt er an Rang: „Jedes vollkommene Werk ist die Totenmaske seiner Intuition“, wie seine Gedanken jetzt häufig um Tod und Sterben kreisen. Seit der Mitte der zwanziger Jahre legt Benjamin seinem Freund Scholem seine Ansichten über die Kommunistische Partei dar. In seinen Äußerungen wird die Sehnsucht nach Bindung an eine Gemeinschaft sichtbar, zugleich aber das Wissen um die nicht integrierbare Individualität. Die materiellen Bedrängnisse nehmen mit dem Sieg der Nationalsozialisten immer mehr zu. Kein Wunder, daß auch einiges von seiner Notlage sich in Andeutungen Benjamins in seinen Briefen widerspiegelt. Aber sein kritischer Geist erlahmt nicht. Immer wieder ringt er um die literarischen und geschichtsphilosophischen Probleme, die ihn seit Jahren beschäftigt haben. Gegen die Kafka-Interpretation Max Brods meldet er starke Bedenken an. Hier wird neben Scholem Werner Kraft ein wichtiger Gesprächspartner für ihn. In einem Brief vom 12. November 1934 an Werner Kraft unterstreicht er das Motiv des Gescheitertseins bei Kafka. Im gleichen Brief findet er, der Begriff des Gesetzes habe bei dem Prager Dichter einen überwiegend scheinhaften Charakter und sei eigentlich Attrappe. Mit Adorno korrespondiert er über seinen Buchplan: Paris, Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts. Immer schmerzlicher erleidet Benjamin nun die Einsamkeit des Emigrantendaseins. In einem Brief vom 16. Oktober 1935 bekennt er Max Horkheimer: „Zu den Härten meiner hiesigen Existenz gehört auch die, über die wichtigsten

Gedanken der Arbeit mich mit keinem Anwesenden verständigen zu können.“ Trost gewährt die Freundschaft mit Bertolt Brecht, bei dem er wiederholt zu Gast ist. Unter anderm schätzt er an Brecht als Dichter, wie dieser sich die Erfahrungen mit der chinesischen Bühne für das epische Theater zunutze gemacht hat (so in einem Brief an Margarethe Steffin aus Paris Ende Oktober 1935 und an Werner Kraft am 28. Oktober des gleichen Jahres). Unter den Korrespondenten der späten dreißiger Jahre begegnet ihm auch der zu früh verstorbene Vorkämpfer einer christlich-jüdischen Begegnung, Karl Thieme. Benjamin gesteht ihm am 27. März 1938 seinen Schmerz über das Schicksal Spaniens und Österreichs, die beide dem Faschismus ausgeliefert werden. Dazu macht er die Bemerkung: „Für meine Person weiß ich, rund gesagt, kaum, woher noch einen Begriff *sinnvollen* Leidens und Sterbens nehmen.“ Am 1. Mai 1938 spendet er Thieme hohes Lob für dessen bei Herder erschienene Laienbibel: „Ich nenne das Buch nützlich, weil es etwas sehr Wichtiges und sehr Schwieriges mir zustande zu bringen scheint: sich vor der Lese- und in der Lebensweise des heutigen Menschen zu behaupten. Ich habe eine hohe Verführung von Ihrer Texteinrichtung auf mich ausgehen gefühlt. Das schlechthin Bedeutungsvolle war für mich die Deutlichkeit, mit der die epischen und didaktischen Fundamente des Textes sich in Ihrer Interpretation und Ihren Interpolationen herausheben. Dadurch hat der Laie auf Schritt und Tritt das Gefühl, etwas zu lernen. Und ihm dieses Gefühl zu wecken, dürfte heute das A und O einer Bibellektüre sein.“

Diese Proben müssen genügen, den außerordentlich vielseitigen Reichtum dieser Briefsammlung anzudeuten. Die dem Leben und Sterben Benjamins innewohnende Tragik kommt in der Sammlung dieser Briefe deutlich zum Ausdruck, ohne daß es die Herausgeber eigens erwähnen müßten. So kann man die Briefe nicht ohne tiefe Trauer lesen. Der Schmerz um den so früh in den Tod Getriebenen verbindet sich mit der Dankbarkeit für die vielfältigen Anregungen, Hinweise und Wegdeutungen, die die Briefe enthalten. Den Herausgebern aber gebührt aufrichtiger Dank, daß sie durch die Sammlung, Auswahl und Edition der Briefe das Bild der Persönlichkeit Walter Benjamins auch für die nachwachsende Generation festgehalten haben. Briefe sind private Mitteilungen, die aber doch zugleich auch einen überprivaten Charakter haben können. Das gilt gerade von diesen Briefen. Dank muß man daher allen wissen, die den Herausgebern die von Benjamin empfangenen Briefe zur Verfügung gestellt haben. Möge diese Briefsammlung viele Leser finden. W. E.

Julie Braun-Vogelstein: Was niemals stirbt. Gestalten und Erinnerungen. Veröffentlichung des Leo-Baeck-Instituts. Stuttgart 1966. Deutsche Verlagsanstalt. 428 Seiten.

In der Rezension, die die Allgemeine unabhängige jüdische Wochenzeitung vom 22. September 1967 veröffentlicht, heißt es abschließend zu dem Erinnerungsbuch von Julie Braun-Vogelstein: „Diese Veröffentlichung des Leo-Baeck-Instituts ist ein Mosaikstein zur Geschichte des deutschen Judentums. Ein kluges Buch voller Empfindsamkeit, leider nur allzu episch.“ Es ist wirklich ein kluges Buch, das die Vierundachtzigjährige verfaßt hat. Der Eindruck der Empfindsamkeit, vielleicht sollte man lieber sagen der Empfindungskraft, wird durch die Begabung der Autorin zu einem intuitiv wertenden Urteil bestätigt. So ist es kein Zufall, daß sie als ihr Studiengebiet Kunstgeschichte wählte, sich für illuminierte Handschriften be-

geisterte, nach eingehender Beschäftigung mit den Kostbarkeiten der großen Bibliotheken ein Buch über französische Buchmalerei veröffentlichte, München 1914, dem dann schon im nächsten Jahr eine Studie über Interieur und Stilleben folgte. Noch 1957 veröffentlichte sie eine Arbeit zur Kunstgeschichte: „Geist und Gestalt der Abendländischen Kunst.“

Das Erinnerungsbuch der Verf. könnte man, um im Kunsthistorischen zu verbleiben, ein Tryptichon nennen. Der erste Teil ist dem Andenken an das Elternhaus gewidmet, in seinem Mittelpunkt steht die Gestalt des Vaters, des Orientalisten und liberalen Rabbiners Heinemann Vogelstein. Der zweite Teil gilt dem Lieblingsbruder, Ludwig Vogelstein, dem Industriellen, seinen Erfahrungen in Deutschland und den Vereinigten Staaten. Im dritten Teil gibt die Verf. Rechenschaft über ihren eigenen Lebensweg, die Ideen, Bücher, Kunstwerke, die sie beeindruckten, ihr Wesen bestimmten, berichtet sie von den Menschen, denen sie begegnete, vor allem ihrem Mann, Heinrich Braun, dem sozialdemokratischen Schriftsteller, seiner ersten zu früh verstorbenen Frau, der Schriftstellerin Lily Braun, und deren beider im Ersten Weltkrieg gefallenem Sohn Otto. Das sind nur einige der vielen Persönlichkeiten, die uns auf den Erinnerungsblättern von Julie Braun-Vogelstein begegnen. Für den Historiker sind besonders interessant ihre Mitteilungen über ihren Bruder Hermann Vogelstein, der vor allem durch das mit seinem Freund Paul Rieger gemeinsam verfaßte Werk über „Die Juden in Rom“ hervorgetreten ist. Seine Tätigkeit als Rabbiner – er wählte den gleichen Beruf wie der Vater – hinderte ihn an der Fortsetzung größerer historischer Arbeiten. Man muß das um so mehr bedauern, als gerade der Aufsatz über das Apostolat im Judentum zu weiteren Hoffnungen zu berechtigen schien.

Die Verbindung Julie Braun-Vogelstein mit vielen bedeutenden Menschen macht die Lektüre ihrer Erinnerungen recht lesenswert. Doch liegt der eigentliche Reiz des Buches in der Schilderung der Lebensumstände, der Anschauungen und der Tätigkeiten im Elternhaus. Der Vater, Heinemann Vogelstein, lebte von 1841 bis 1911, einer Zeit, in der die Juden in Deutschland volle Gleichberechtigung zu erhalten begannen, Hoffnung hegen durften, als gleichberechtigte Partner anerkannt zu werden. Aus Lage im Fürstentum Lippe stammend, erhielt er ein Stipendium seines Landesfürsten zum Besuch des Jüdisch-Theologischen Seminars in Breslau. Er wurde Burschenschaftler; denn noch engten nicht antisemitische Vorurteile die Bundesbrüder ein. Um so schmerzlicher erlebten die Vogelsteins das Anwachsen des Antisemitismus und das Versagen vieler Intellektueller. Als Rabbiner in Stettin vertrat der Vater praktisch die liberale Richtung im Judentum, hielt sich jedoch selbst mehr für einen konservativen Juden. Im Westen aufgewachsen und in der humanistischen Gymnasienbildung erzogen, ermangelte ihm ursprünglich die Talmudkenntnis der osteuropäischen orthodoxen Juden. In Breslau holte er mit eiserner Energie das Versäumte nach und verfügte dadurch über ebenso gute Kenntnisse in den klassischen Fächern wie in der traditionellen rabbinischen Gelehrsamkeit. Die historisch-philosophischen Mittel setzte er für die Bibelkritik ein. In seinem für die westfälischen Gemeinden verfaßten und ins Deutsche übersetzten Gebetbuch ließ er alle auf die Zurückführung nach Jerusalem bezugnehmenden Stellen weg, weil sie nach seiner Überzeugung ihren Sinn verloren hatten. Er sah Judentum als etwas Übernationales an. Zwar unterstützte er die jüdische

Ansiedlung in Palästina, lehnte aber den Zionismus als Irrweg ab. Die geistige Einstellung des Vaters und das soziale Engagement der Mutter haben die Tochter in entscheidender Weise geprägt. Davon zeugen die Erinnerungen. Ein historisches Mosaik werden sie in der Rezension in der „Allgemeinen“ genannt. Tatsächlich sind sie mehr: ein Dokument dessen, was deutsches Judentum einmal zu sein und zu leisten vermochte. W. E.

Martin Buber: Moses. Heidelberg ³ 1966. Lambert Schneider. 248 Seiten.¹

Martin Buber ging Wege der Bibelauslegung, die ihn, wie Professor Shmajahu Talmon unlängst auf dem Buber-symposium der Hebräischen Universität anlässlich der Grundsteinlegung des Martin-Buber-Zentrums auf dem Scopusberg ausführte, erheblich von anderen Exegeten unterschieden. Das bestätigt auch sein Moses-Buch, das nunmehr in dritter Auflage vorliegt. Die Scheidung in Quellenschriften (Jahwist, Elhist usw.) lehnt er ab, wie wohl er zugibt, daß den biblischen Erzählungen Traditionsbearbeitungen zugrunde liegen, die im Laufe der Generationen mannigfache Ausgestaltungen erfahren haben. Zu den Ursprüngen vorzudringen, ist ihm eine wichtige Aufgabe. Gegen die Erklärung bedeutender Historiker, wie z. B. Eduard Meyer, Moses sei keine geschichtliche Persönlichkeit, schrieb er sein Buch in der Absicht, zu zeigen, daß Moses eine konkrete Individualität ist, und anzugeben, was er geschaffen hat, was sein geschichtliches Werk ist. Eine Mosesbiographie konnte Buber freilich nicht schreiben; denn die biblischen Berichte erzählen sein Leben nicht lückenlos, sondern konzentrieren sich auf bestimmte Vorgänge, zwei vor allem, den Auszug und das Lagern am Sinai. Auch will Buber keine religionsgeschichtliche Darstellung geben. Diese unterrichtet über religiöse Lehren, religiöse Sinnbilder, religiöse Einrichtungen. Buber aber will Glaubensgeschichte geben, „den gemeinsamen Lebenszusammenhang einer Gemeinschaft“ sichtbar machen. „In der Gestaltung des Gesamtlebens dieser Gemeinschaft in all seinen sozialen, politischen und spirituellen Funktionen hat der Glaube, von dem hier gehandelt wird, sich unterfangen, Fleisch zu werden. Von diesem Unterfangen erzählt dieses Buch.“ Das Moses-Buch ist eine Hinführung zum jüdischen Glauben, der Versuch einer theologischen Interpretation. Die Probleme von Geschichte und Sage werden dabei freilich nicht unterschlagen, sondern durchaus erörtert, aber sie sind eben nicht entscheidend. Worauf es ankommt, ist, Zugang zum jüdischen Glauben zu geben. W. E.

Martin Buber: Der Weg des Menschen nach der chassidischen Lehre. Heidelberg ⁴ 1967. Lambert Schneider. 53 Seiten.²

Vom Glauben der Propheten schlug Martin Buber eine Brücke zur chassidischen Botschaft. In ihr sah er eine Ursprünglichkeit der Ich-Du-Beziehung, die er als seinem eigenen Glauben gemäß fand. Freilich hat die Deutung der chassidischen Botschaft im Laufe von Bubers eigener Entwicklung manche Wandlungen erfahren. Was der Weg des Menschen nach chassidischer Lehre sei, suchte Buber schließlich in gedrängter Form auszusagen. Das vorliegende Büchlein gibt eine gute Einführung in seine Interpretation des Chassidismus. W. E.

¹ Vgl. FR II/5/6, 1949/50, S. 24 r.

² Vgl. FR XIII, 1960/61, S. 111 r.